

Nr. 161. Bromberg, den 1. August 1928.

Sohr der Knecht

ROMAN VON ARNO FRANZ

Urheberrechtsschutz durch Verlag Oskar Meister in Werdau.
(11. Fortsetzung. ——— (Nachdruck verboten.)

Vom Hofe weg hatte Frau Kaden nicht ohne Absicht die Zügel genommen — wie selbstverständlich und mit bestrickendem Lächeln —. „Ich will Sie entführen, Herr Sohr“, hatte sie gesagt — auf der Straße aber gab sie sie ihm wieder. Sie lehnte sich in die Polster zurück und musterte ihren Gefährten mit kritischem Blick.

Was empfand dieser Mann für die andere, die ihre Mamsell war und seinem Haushalte vorstehen wollte? Liebte er die, die ihn liebte oder sollte sie ihm nur Kameradin sein für eine kurze Spanne Zeit, bis wieder eine andere kam, sie abzulösen?

Weder eine Handlung, noch ein Wort, noch ein Blick, noch eine Bewegung hatte ihr je Antwort gegeben auf diese Frage, die sie sich oft schon gestellt hatte. Nie würde sie es erfahren, wenn er nicht wollte. In diesem Punkte gab es keine Zufälligkeiten. So hatte er sich in der Gewalt.

Und was fesselte am Äußeren dieses Mannes, der wie ein Stück Eisen neben ihr saß? — Frau Carla suchte lange. Sie prüfte wie ein Anatom prüft oder ein Maler. Sie verglich und schätzte Vorzug gegen Vorzug ab. Das hatte sie leicht. Ihre Bekanntschaft war groß und viele haben schon um sie geworben. Endlich rekapitulierte sie das Ergebnis: Die hohe Stirn, die graublauen Augen, der scharfgeschnittene Mund und die nervigen Hände! Die Hände, die eine Sprache redeten, die einen Charakter hatten!

Die Hände! — Wie sie die Zügel hielten! Und wie die Pferde den leisesten Bewegungen dieser Hände folgten! Festhalten konnten die, sie konnten auch zuschlagen, das wußte Frau Kaden. Ob sie auch liebkosen konnten, diese Hände, leise streicheln oder nur weh tun?

Eine wohlige Wärme war in Frau Carla bei diesen Gedanken an diese Hände.

„Fahren Sie über Seeberg nach Großsteinau, Herr Sohr“, sagte sie plötzlich.

„Wie Sie befehlen, gnädige Frau,“ und Sohr bog an der nächsten Straßenkreuzung ab.

Auch jetzt verriet er nicht, was er empfand und ebenso plötzlich tat Frau Kaden eine andere Frage. Sie wollte Gewißheit um jeden Preis.

„Sagen Sie, bitte, wie stehen Sie zu Fräulein Kerst?“

Ohne zu zögern, zu überlegen oder verlegen zu sein, antwortete Sohr: „Wie man zu Menschen steht, die man achtet.“

„Und wissen Sie, was der Besuch des alten Herrn bedeutet?“

„Ich hatte nur Gelegenheit, ihn als Unbekannten zu sprechen.“

„Interessiert es Sie?“

„Ja.“

„Nun denn: er will dem Pächter auf Finkenschlag seine Tochter belassen.“

„Dann könnte der Vertrag vollzogen werden — wenn es Ihnen recht ist.“

„Wir fahren ja zu diesem Zwecke zu meinem Schwager,“ sagte Frau Kaden, „den Umweg über Seeberg machen wir zu einem anderen Zwecke.“

„Und der wäre, gnädige Frau?“

„Ungestört einige Auskünfte zu erhalten, die für mich wissenswert sind.“

„Ich stehe ganz zur Verfügung.“

„Dann sagen Sie mir, bitte: Wie lange soll Fräulein Kerst auf Finkenschlag bleiben?“

„So lange sie will.“

„Und warum gerade muß es Fräulein Kerst sein — die mich ersetzen soll?“

„Weil ich zur Zeit niemand weiß, der es könnte.“

„Es würde mir nicht behagen, wenn es Fräulein Kerst auf die Dauer wäre.“

„Stimmungen darf ich nicht stattgeben, gnädige Frau, für mich muß Zweckmäßigkeit entscheidend sein.“

In Frau Kaden stieg Unmut auf, ärgerlich stieß sie heraus: „Ich will aber nicht, daß Fräulein Kerst über dieses Jahr hinaus auf Finkenschlag bleibt. Hören Sie, Sohr, ich will es nicht!“

„Will, gnädige Frau, will! — Man schickt doch jemand nicht ohne Veranlassung weg. Sie müssen doch einen Grund haben.“

„Das ist Gefühlssache. Ich kann die Kerst nicht mehr ertragen. Bis Ende Dezember will ich sie dulden — länger nicht.“

„Darf ich mir eine Frage gestatten?“

„Bitte.“

„Wann gedenken Sie nach Berlin überzusiedeln? Herr Kaden sprach davon.“

„Ich weiß es nicht. Beistmmt nicht vor Ostern.“

„Nun, gnädige Frau — wenn Sie dauernd Wohnung auf Finkenschlag nehmen würden, könnte ich Ihr Ansinnen verstehen und würde mich bemühen, Ihren Wünschen zu entsprechen. Da es sich aber nur um drei bis vier Monate handelt — — —!“ Er hob bedauernd die Schultern, vollendete aber den Satz nicht.

Frau Kaden befand sich in einer ungewöhnlichen Erregung. Ihr zuckte es in Händen und Füßen. Das Blut jagte ihr nur so durch die Adern. In ihr tobten die widerstreitendsten Empfindungen. Sie hätte ihn schlagen mögen und doch auch wieder seinen Kopf an ihre Brust drücken und ihn bitten: Einmal nur, nur einmal erfülle mir einen Wunsch, ich will dir gut sein dafür, mein Leben lang.

Aber sie tat keines von beiden.

Über allen Empfindungen stand der Stolz. Den allein hatte sie seit dem Tode ihres Mannes gepflegt, nun trat er auch vor der Vernunft nicht zurück.

Aus zusammengekniffenen Augen blitzte sie ihn an. In ihrer Stimme lag Drohung, als sie frug: „Sie lehnen mein Ersuchen ab?“

„Ich muß, gnädige Frau!“

„Dann — — —!“

„Was dann?“

„Dann, meinetwegen halten Sie es mit jener! Ich verpachte nicht!“

„Brr,“ machte Sohr und die Pferde standen. „Da mir mein freier Entschluß nicht für ganz Finkenschlag feil ist — bitte, gnädige Frau!“ — Er reichte ihr die Zügel hin und stieg aus. „Ich lasse mich Herrn Kaden gehorsamst empfehlen. Habe die Ehre, gnä' Frau!“

Damit klappte er die Hacken zusammen und ließ Frau Carla mitten auf der Straße stehen. — Langsam wanderte er den Weg zurück, den er gekommen war.

Was nun? „Halten Sie es mit jener,“ das verbot ihm, auch nur noch eine Nacht auf Finkenschlag zu bleiben. Er mußte fort. Dieser Tag hatte seine Existenz zerschlagen. Sein

Herz aber hate er nicht getroffen und auch nicht sein Gewissen.

Als er am Garten vorbeikam, saß Fräulein Kerst und ihr Vater auf seinem Bänkchen unter dem Nußbaum. — „Auch vorbei," dachte Sohr und winkte den beiden zu, die ihn erkannt hatten.

Fräulein Kerst kam ihm am Hoftor entgegen.

„Grüß Gott, Herr Sohr! — Hat Ihnen die Herrin Dispens gegeben?"

„Ja, mein Fräulein und gleich für immer. — Aber lassen wir das. Machen Sie mich lieber mit Ihrem Herrn Vater bekannt, der als Georg Friedrich nicht den besten Eindruck von mir haben dürfte."

„Gern! Aber ich verstehe nicht, Herr Sohr: Dispens für immer — das ist doch Entlassung."

„Es scheint so."

„Aber reden Sie doch, Herr Sohr! Ich bin wie vor den Kopf geschlagen."

„Wahrscheinlich geht es Frau Kaden nicht anders."

Herr Kerst kam ihnen entgegen.

„Denk dir, Vater, Frau Kaden hat Herrn Sohr entlassen."

„Das sehe ich, Mädel, und das wird sich auch so gehören, wenn Besuch da ist. Den läßt man nicht allein."

„So nicht, Vater — aus ihren Diensten entlassen."

„Mach' keine Späße, Gretel," verwies sie der Vater, „mit solchen Dingen scherzt man nicht."

„Ihr Fräulein Tochter scherzt auch nicht, Herr Kerst. Nur hat Frau Kaden nicht mich entlassen, sondern ich verlasse sie."

„Um Gotteswillen! Und weshalb denn?"

Da nahm Sohr Herrn Kerst's Rechte in die seine und drückte sie herzhaft. „Darüber wollen wir nicht reden, Herr Kerst! — Nur soviel: Wir sind Männer, nicht wahr — und Männer lassen sich auch für tausend Kognaks nichts von ihrer Überzeugung nehmen. An unserem Charakter werden keine Anstriche gemacht. Wir sind froh, daß wir einen haben."

Der Alte schüttelte den Kopf. „Daß Sie noch scherzen können!"

„Soll ich weinen?"

„Das nicht — aber auch nicht bereuen müssen. Finkenschlag als Pachtung ist eine Sache."

„Aber ein Lump als Pächter ist keine! — Was verliere ich denn, Herr Kerst? Nichts, was ich mir anderswo nicht erarbeiten könnte. Nur selbst und an sich selbst nicht zum Schubiack werden! Alles andere ist zu ertragen. — Früher vielleicht, Herr Kerst, wär ich in gleicher Situation verstimmt, vielleicht sogar verzweifelt gewesen. Heute bin ich das Gegenteil. Ich könnte Sie auf diese Arme nehmen und fünfundzwanzigmal um Finkenschlag herumtragen — vor Freude! Vorausgesetzt allerdings, daß die Puste langt."

„Ähnlich sähe Ihnen das," sagte der Alte lächelnd und wendete sich dann an seine Tochter. „Da hätte ich ja wohl nichts mehr auf Finkenschlag verloren, Gretel, und könnte mich langsam auf die Strümpfe machen."

„Und was wird aus mir, Vater?"

„Das mußt du selbst wissen, Margret! Komm mit, wenn du willst, oder halte dein Jahr aus. Was du tust, ist mir recht."

„Und was sagen Sie, Herr Sohr?" — Wie ein verschüchtertes Vögelchen frug sie das und hielt in Erwartung die Hände über der Brust gefaltet.

„Als Ihr guter Kamerad rate ich zu bleiben."

„Und warum?"

„Es ist nötig, Fräulein Kerst, und zwar aus mehrfachen Gründen. Zunächst sind Sie gerade jetzt unentbehrlich und dann möchte ich nicht, daß Frau Kaden abfällig über Sie urteilt."

„Frau Kadens Urteil ist mir mehr wie gleichgültig."

„Auch dann, Fräulein Kerst, wenn durch Ihren plötzlichen Weggang, weil er mit meinem zusammenträfe, ein schiefes und gänzlich falsches Licht auf mich fiele oder gar auf uns beide?"

Fräulein Kerst besann sich einen Augenblick — sie verstand seine Andeutung sofort — und wendet sich dann an ihren Vater: „So bin ich also, will's Gott, in zwei Monaten daheim."

„Und Sie, Herr Sohr?" fragte der Alte.

„Ich?!" — Er vergrub die Hände in den Taschen. — „Ja, was mache ich? — Ich fahre Karussell."

Da wurde der Alte unwillig: „Mensch — ulken Sie nicht immer, wenn es sich um Ihre Person handelt."

„Wenn ich Ihnen einen Gefallen tun kann, Herr Georg Friedrich, will ich anders antworten, im Grunde ist es aber dasselbe: Also: es scheint mein Los zu sein, immer von vorn anfangen zu müssen. Hab' ich mich wieder glücklich auf den zwei Beinen notdürftig zurechtgestellt, säuselt mich das nächste Lüftchen wieder um. — Das könnte nämlich auf die Dauer langweilig werden, Herr Kerst, wenn ich die Chose ernst nehmen würde."

„Sie sind ein sonderbarer Mann."

„Die absolute Wurschtigkeit hat mich das Leben gelehrt. Ich nehme nicht viel Dinge mehr ernst — Menschen schon gar nicht mit einigen wenigen Ausnahmen. Wenn ich politisch veranlagt wäre, würde ich für die Diktatur sein, natürlich, mit Sohr als Diktator."

„Da könnten wir wohl was erleben, he?"

„Ich denke."

„Damit Sie sich nun wenigstens auf diesen schönen Beruf vorbereiten können — man kann ja nie wissen — mache ich Ihnen einen Vorschlag, Herr Sohr und zwar allen Ernstes: Kommen Sie mit nach Steinpöhl! Ich bin ein alter Mann. Meine Wirtschaft ist zwar nur halb so groß wie diese hier, aber immer noch groß genug, einem tüchtigen Menschen Arbeit und Befriedigung zu geben. Ich gebe Ihnen alle Gewalt in Haus, Hof und Feld. Ich setze mich gern aufs Bänkel und schau Ihnen zu — murmäuschenstill."

„Ja, gehen Sie mit Vater, Herr Sohr", drängte Fräulein Kerst, „wir haben es auch schön in Steinpöhl. Schöner noch wie hier. Auch bei uns können Sie Sonntags unter einem Nußbaum träumen."

„Herzensdank, Herrschaften, wirklichen, aufrichtigen und herzlichen Dank! Vorläufig aber muß ich „Nein" sagen. Vorläufig nur!"

„Sie sind uns jede Stunde angenehm. Nicht wahr, Margaret?" — Sie nickte strahlenden Auges. — „Steinpöhl liegt nicht aus der Welt, Herr Sohr und der alte Kerst ist immer zu Hause. Daran denken Sie, bitte." —

*

Fräulein Kerst und Sohr begleiteten den alten Herrn zur Bahn. Aus dem Kupeefenster noch rief er den beiden zu: „Kommt jedes für sich oder kommt beide zusammen — ich werde mich immer freuen."

Dann trug ihn der Zug davon. — — —

*

Eine Stunde später hatte Sohr seine Sachen gepackt und brachte sie zu Hannjörg Hinzelmann.

Auf Finkenschlag war er — gewesen.

9.

Es war Aufregung in Finkenschlag und Großsteinau wie seit langem nicht. Überall, wo sich zwei Menschen trafen, hieß es: Weißt du's schon? — Und jeder sagte „ja", keiner „was", aber jeder wußte es anders, jeder wußte Neues, niemand wußte das Richtige.

Als Voigt am anderen Morgen von Frau Reichenbach das Vorkommnis aufgetischt bekam, war ihm wie Sonntag zumute, obgleich es Montag war. Und diese Stimmung wuchs, als Frau Reichenbach auf eine Frage nach dem Grund der Entlassung antworten mußte: das wisse niemand genau.

Das war Voigt willkommen. Sehr sogar. — Jetzt endlich war die Gelegenheit da, an die Beeinflussung der öffentlichen Meinung zu gehen. Die mußte gestaltet werden, wie er sie für seine Pläne brauchte. Wenn er das Ganze richtig überdachte: günstig waren die Umstände. Wenn er vorsichtig arbeiten und keine Absicht merken lassen, dann würde es glücken, um so mehr, als von der Gelegenheit keine Gefahr zu befürchten war. Sohr würde sich jetzt ganz gewiß noch mehr zurückziehen und jeden Frager auf seine sattsam bekannte Art abfertigen.

Die Eisen schmieden, so lange sie heiß sind, das war auch Voigts Grundsatz und deshalb machte er sich sofort ans Werk. Um neun Uhr ging er von Hause weg, und als er abends heimkam, hatte er es fertiggebracht, daß Renitenz und ungebührliches Betragen als offizieller Entlassungsgrund angesprochen wurden. Sogar die Kadenschen Knechte und Tagelöhner hielten diesen Grund für den richtigen. An Sohrs Arbeit konnte niemand tippen — Unfähigkeit hatte also nicht zum Bruch geführt. Was blieb da noch anderes übrig als Widersetzlichkeit. — Die schüchterne Korrektur, die Fräulein Kerst versuchte, wurde nicht ernst genommen. Sie war Partei, denn sie hatte zu oft mit ihm unterm Nußbaum gesessen.

Sohr hörte durch Hinzelmann von diesen Dingen, winkte aber ab.

„Laß sie reden, was ihnen Vergnügen macht, Hannjörg. Es muß immer einer da sein, den sie an der Parabel nehmen können, sonst sterben sie ja vor Langeweile."

Aber Hannjörg teilte diese Ansicht durchaus nicht. Er vermochte es nicht zu fassen, daß einem an der Meinung der anderen so wenig gelegen sein konnte. Hinausgeworfen zu sein war doch nun einmal eine Schande, und gegen diese Tatsache wehrte man sich, wenn sie wahr war und mehr noch, wenn sie es nicht war.

„Du bist aber doch nicht entlassen worden, Sohr", argumentierte er. „Du bist doch selbst gegangen und mußt —"

„Lieber Hannjörg, ich muß gar nichts," fiel ihm Sohr in die Rede. „Es liegt nicht die geringste Veranlassung vor, mich außer mit dir und mir noch mit irgend jemand anderem zu beschäftigen."

„Auch mit Voigt nicht?"

„Nein, auch mit dem nicht."

„Auch wegen des Brotes nicht?"

„Auch deshalb nicht! — Ich habe mir die Sache reiflich überlegt. Das Brot, das Finkfink fressen sollte, ist zwar vergiftet, aber auf eine so raffinierte Art, daß ich ihm nichts anhaben kann."

„Und der Staatsanwalt?"

„Auch nicht! — Der Hallunke ist sehr schlau zu Werke gegangen."

„Wie, Sohr? — Erzähl' mir doch."

„Ich habe mir heute vormittag vom Lehrer Haase das Mikroskop ausgeliehen und das Brot untersucht. Steh' dir's an, Hannjörg, dort liegt es auf dem Fenstersims. — Für was hältst du die winzigen grünen Pünktchen darin?"

„Für Schimmel."

„Und weißt du, was es ist? — Grünspan!"

„Grünspan? — Wie kommt denn der in das Brot?"

„Auf ganz einfache Weise, nämlich durch feine Kupferspänchen, mit denen Voigt das Brot bestreut hat. Diese kaum sichtbaren Kupferteilchen hätten sich an den Magen- und Darmwänden festgehakt und wären dort oxydiert. Der Gaul wäre, wenn auch nicht gestorben, so doch langsam eingegangen. Einen Schinder hätten wir großgezogen, aber kein Rassepferd."

„So ein Hund! Und den willst du nicht anzeigen?"

„Ich kann ihm die Absicht nicht beweisen, Hannjörg, deshalb laß ich's. Erwisch ich ihn aber mal bei einer Wiederholung, dann füttere ich ihn mit diesem Brot, so wahr ich Sohr heiße."

(Fortsetzung folgt.)

C'est une idée germanique.

Historische Skizze von Th. Vogel.

Der Leibarzt der jungen bayerischen Majestät, Samuel Thomas von Sömmering, wartete nicht gerne in Vorzimmern.

Aber er hatte es in den letzten drei Jahren, seit anno 1809, da ihn der Ministerpräsident Graf Montgelas in eigener Person schmeichelnd bei seiner Ehre gepackt und aufgefordert hatte, einen Telegraphen zu konstruieren, lernen müssen. Es war nicht leicht, das Erfinden und Konstruieren, aber noch viel schwerer war es, seine Erfindung an den richtigen Mann zu bringen. Wo hatte er nicht überall angeklopft, Vorträge gehalten, Experimente gezeigt, was hatte er an Geld und Zeit geopfert, vor hohen und weniger hohen Herren Reverenz gemacht — und dennoch keinen Erfolg erzielt. Das wäre alles zu ertragen gewesen, wenn man nicht im Innersten die eigene Erfindung und Idee selber für gut hätte halten müssen. Ach, sonst würde man den ganzen Bettel schon längst hingeworfen und sich wieder um nichts anderes gekümmert haben, als seine königliche Majestät brav und bieder weiter zu pflegen und weiter zu kurieren. In solcher Not hatte ihm sein alter Gönner, Graf Montgelas, geraten, sich mitsamt seiner Erfindung nach Paris zu begeben, den Kollegen und Leibarzt kaiserlicher Majestät, den Baron Jean Dominique Larrey, aufzusuchen und durch seine Vermittlung Napoleon für den neuen Telegraphen zu interessieren. Samuel Thomas von Sömmering hatte nicht lange überlegt, sondern sich kurz entschlossen auf den Weg gemacht.

Und nun hatte er im Vorzimmer Larreys mitsamt seinen Empfehlungen und Rekommandationen, voller Hoffnung auf der einen und voller Ärger auf der anderen Seite wiederum warten müssen, bis er endlich vor dem berühmten Kollegen stand. Liebenswürdig schob der Franzose ihm einen Sessel hin und fragte, womit er dienen könnte.

Der bayerische Leibarzt schaute seinen Mann heimlich etwas genauer an, wunderte sich im Stillen über die geputzte Haartracht dieses geistvollen und klugen Kopfes, packte dann aber resolut seine ganze Geschichte aus.

Er habe auf Veranlassung des Grafen Montgelas einen neuen Telegraphen konstruiert, der gegenüber dem bisherigen Chappeschen System, mit dem die kaiserlichen Truppen ja arbeiteten, mancherlei Vorteile biete. Seine, die Sömmeringsche Konstruktion, arbeite mit dem sogenannten Voltaschen Strom, schicke den durch eine Drahtleitung, die mit einem Element verbunden wäre, das in solchen Elementen befindliche Wasser zersetze sich in den Augenblicken elektrischer Wirkung, und daraus vermöge man über viele Meilen und Berge hinweg sich nach einem bestimmten Zeichensystem Nachrichten zukommen zu lassen. Er sei nach Paris gefahren, um seine Erfindung der kaiserlichen Majestät vorzuführen, sie werde sicherlich von nicht zu unterschätzender Bedeutung für das militärische Nachrichtenwesen sein, und er bitte den Herrn Kollegen herzlichst, ihm eine Audienz bei dem hohen Herrn zu ermöglichen.

Das sei sehr schwierig, meinte Larrey und überlegte. Der Kaiser sei an sich schon überlaufen von allerlei Leuten, dazu kämen die Vorbereitungen für den russischen Feldzug. — Aber die Sache mit dem elektrischen Telegraphen erscheine ihm nicht schlecht, das sei „une invention ingenieuse" ... Er werde darum sein Möglichstes versuchen und den Herrn Kollegen sofort verständigen, wenn er etwas erzielt habe.

Sömmering erhob sich, dankte für solch schätzenswertes Entgegenkommen und schrieb die Adresse auf, unter der ihn eine Mitteilung erreichen würde. Dann empfahl er sich, suchte das ihm von seinen Münchner Freunden empfohlene Gasthaus auf und nahm sich vor, ein paar Tage lang die Sehenswürdigkeiten von Paris zu genießen. Aber schon am nächsten Morgen brachte ihm der Larreysche Diener eine Karte in die Herberge. Darauf war zu lesen, daß die kaiserliche Majestät den Herrn von Sömmering um zehn Uhr erwarte.

Die paar Worte des Kärtchens fuhren dem braven Samuel Thomas von Sömmering in die Glieder. Ein wenig Zittern überkam ihn doch, wenn er daran dachte, daß er in knapp einer Stunde schon vor dem Kaiser stehen würde. Aber er gab sich einen Ruck, musterte sich im Spiegel und packte seine Apparate zusammen. Darauf machte er sich auf den Weg.

Der Leibarzt seiner königlich bayerischen Majestät mußte wiederum warten. Mißmutig und ein wenig erregt schaute er im Vorzimmer des kaiserlichen Palastes die mit ihm Harrenden an. Generäle, hohe Offiziere, etliche Staatsmänner und Gelehrte — eine illustre Gesellschaft ... Aber er, der bayerische Freiherr von Sömmering, konnte sich neben ihnen schon sehen lassen! — In diesem Augenblick trat Larrey ins Zimmer, verbeugte sich kurz vor den anderen und winkte Sömmering ihm zu folgen.

Eilig führte er ihn durch ein paar Gänge in einen großen, saalartigen Raum. Sömmering blieb ein wenig geblendet stehen, machte eine tiefe Verbeugung vor der kleinen, dunklen Gestalt am Fenster und wartete auf die Anrede.

„Machen Sie schnell!" hörte er eine etwas trockene Stimme knarren: „Keine Worte, keine Erläuterungen. Ich bin im Bild ... Rasch!"

Sömmering ärgerte sich ein wenig, und das war gut, weil er dadurch über seine Befangenheit hinweg kam. Er packte seine Apparate aus, stellte sie auf, legte die Drähte und nahm sein Alphabetsystem zur Hand. Napoleon hatte inzwischen einem Schreiber dort, wo er gerade unterbrochen worden war, weiter diktiert.

„Sire, wenn's gefällt!" wagte Sömmering zu sagen.

Der Kaiser warf einen kurzen, zornigen Blick nach dem Deutschen, machte eine unwillige Gebärde und diktierte fertig. Sömmering ärgerte sich wieder, aber er schluckte seinen Zorn hinunter. Larrey hatte ihn angesehen und den Finger auf den Mund gelegt. Indes war Napoleon zu Ende gekommen. Er trat zu den Apparaten hin, griff mit den Fingern danach, rümpfte verächtlich die Nase und murmelte etwas.

„Spielerei" glaubte Sömmering zu verstehen.

Dann ließ sich Napoleon von Larrey die ganze Anlage erklären, überlegte kurz, nickte und wandte sich rasch ab.

„C'est une idée germanique!" rief er, wohl ärgerlich darüber, daß man ihm einiges von seiner kostbaren Zeit genommen hatte, und bedeutete durch eine kurze Gebärde Larrey, daß er den deutschen Arzt als entlassen betrachte.

Sömmering hätte dem kleinen Satan Napoleon am liebsten eine rechte Münchener Ohrfeige gegeben. Larrey zuckte bedauernd mit der Schulter und half ihm seine Apparate zusammenpacken.

„Das ist trotzdem eine glänzende Idee!" flüsterte er dem Bayern zu.

Der lachte hart auf: „Das ist ein deutscher Gedanke! ... Und dabei bleibt's!" Stumm und verbissen beugte er sich nach dem Fenster hin, lehnte höflich dankend die Begleitung Larreys ab und kehrte heim.

Er kam in München an, als Napoleon mit der großen Armee bereits nach Rußland hinein marschierte. Und er starb, als Napoleon bereits längst in Sankt Helena begraben war. Er hat nicht viel an äußeren Erfolgen von seiner Erfindung gehabt, aber Jahrzehnte nach ihm, als die Zeit reif geworden war, griff man seine Idee wieder auf, und die Geschichte trug Samuel Thomas von Sömmerings Namen ins Buch der Unsterblichkeit ein, indem sie an die Wunder und Fortschritte der Technik dachte und an das kaiserliche Wort:

C'est une idée germanique.

Gesundheitliche Gefahren in der Sommerfrische.

Die Kehrseite der Medaille.

Von einem medizinischen Mitarbeiter.

Es gibt Menschen, die alles Heil von einer Sommerfrische erhoffen, die aber dann alles tun, um diese Hoffnung zunichte zu machen. Denn nicht unter allen Umständen müssen Sommerfrische und Ferienreise von günstigen Folgen für Organismus und Psyche begleitet sein. In den seltensten Fällen ist der Ferienaufenthalt an diesem negativen Ergebnis schuld, meistens haben wir es uns selbst zuzuschreiben, wenn der gewünschte Erfolg ausbleibt und sogar das Gegenteil eintritt. Es ist dies eigentlich gar nicht weiter wunderbar, denn jede Reise bringt eine solche Summe von ungewohnten Lebensbedingungen, Einflüssen und von unvorgesehenen Zwischenfällen mit sich, das leicht statt Erholung, Beeinträchtigung des Gesundheitszustandes eintritt. Schon bei der Wahl der Sommerfrische fängt es an. Wir wollen dabei diejenigen, die eine regelrechte Kur durchmachen müssen, beiseite lassen. Auch ganz gesunde Menschen, die rein zur Ausspannung, zum Vergnügen fortfahren, müssen sich überlegen, ob ihnen der Aufenthalt an der See, im Gebirge oder auf dem flachen Lande, ob mehr in nördlichen Breiten oder im Süden zuträglicher ist. Die Wahl ist um so vorsichtiger zu treffen, je mehr Kinder auf die Reise mitgehen, und je mehr man Rücksicht auf ihr Entwicklungsalter nehmen muß.

Hat man die richtige Wahl getroffen, so gibt es noch zahlreiche Dinge, die zu beachten sind, um die Sommerfrische für Körper und Geist heilsam zu gestalten. Man darf nicht glauben, daß es einfach genüge, die Koffer zu packen, sich in Ferienstimmung zu fühlen und sich kopfüber in die Freuden, die der Ferienort bietet, zu stürzen. Gerade der übertriebene Eifer, möglichst schnell und intensiv das Ferienleben zu beginnen, kann mit körperlichen Schädigungen verknüpft sein. Genau wie es fahrlässig ist, sich kopfüber ohne vorherigen Übergang in das erquickende Bad zu stürzen, so kann es schädlich sein, nun gleich am ersten Tage seinem Körper große Wanderungen, ausgedehnte Bergtouren usw. zuzumuten. Der Organismus muß sich erst allmählich an die veränderte Umgebung gewöhnen, an die veränderten Luftverhältnisse, an die ungewohnte Ernährungsweise und an die ungewöhnlichen Strapazen, die der meist körperlich nicht sehr gewandte Städter seinem Körper zumutet.

Ein Kapitel für sich bildet die Ernährung in der Sommerfrische. Bei Reisen in unseren Ländern ist dieses Problem von nicht allzugroßer Bedeutung, da man doch im allgemeinen mit einer Verpflegung rechnen kann, die dem auch sonst Gewohnten entspricht. Aber auch hier gilts vorsichtig zu sein; denn in den verschiedenen Gegenden wird eben doch sehr verschieden gegessen, und man bekommt es besonders dann zu spüren, wenn man kleinere Orte bevorzugt. Dazu kommt noch, daß die viele freie Zeit und die viele körperliche Betätigung in der frischen Luft zum Essen anreizt, so daß man in der Regel in der Sommerfrische mehr ißt als sonst.

Der gesundheitschädlichen Begleiterscheinungen, die Reisen, mögen sie nun ins Hochgebirge oder an die See oder einfach nur aufs Land führen, mit sich bringen, gibt es genug. Wer denkt da nicht sofort an die Seekrankheit, die in allen Nuancen vom leichten Übelsein bis zur schwersten Erschütterung des ganzen Körpers auftreten kann. Die Ursache dieser Krankheit ist bis jetzt noch nicht einwandfrei festgestellt, aber die herrschende Ansicht ist: daß durch die beständig schaukelnden Bewegungen eine Blutleere des Gehirns entsteht, die dann die bekannten Übelkeits- und Angstbeschwerden herbeiführt. Auch wirken psychologische Momente mit; denn es gibt Menschen, deren Zahl sogar nicht allzu selten ist, die aus Angst vor der Seekrankheit diese bekommen oder bereits beim Betreten des Schiffes, wenn es sich noch gar nicht in Bewegung gesetzt hat, von ihr befallen werden. Einen Schutz gegen diese Krankheit gibt es nicht, man kann auch nie vorher sagen, ob man seekrank wird, und man kann nur denjenigen, die erfahrungsgemäß zur Seekrankheit neigen, raten, sich ihr möglichst wenig auszusetzen. Auch sonst gibt es für den Aufenthalt an der See manches zu beachten, man übertreibe das Baden nicht, wage sich nicht zu weit hinaus auf das offene Meer, man nehme immer wärmere Sachen mit, denn an der See kühlt sich das Wetter allzuleicht ab. Auch dürfte es bekannt sein, daß viele nervös veranlagten Menschen unter dem Meeresbrausen, das wieder anderen ein Quelle ewiger Freude ist, leiden, daß sie nachts davon Angstzustände bekommen. Man versuche nicht mit Gewalt dieses Gefühl zu bekämpfen, sondern ziehe eben die Konsequenzen daraus und wähle einen anderen Erholungsort.

Wesentlich mehr gibt es bei dem Ferienaufenthalt im Gebirge zu beachten. Dabei ist nicht an die akuten Gefahren, die durch Absturz, Steinschlag oder sonstige Gefahren des Gebirges drohen, gedacht; denn hier hat der Arzt erst in Aktion zu treten, wenn das Unglück geschehen ist und leider hat er allzu oft nur den eingetretenen Tod festzustellen. Seine Aufgabe ist es, auf Gefahren aufmerksam zu machen, denen sich der Reisende aus Unkenntnis und Leichtsinn aussetzt. Der Ehrgeiz, die höchsten Gipfel zu besteigen und nicht hinter den anderen zurückzubleiben, hat schon oft zu Herzschädigungen geführt, die das Leben über blieben. Man vergißt, daß die immer dünner werdende Luft einen fühlbaren Sauerstoffmangel herbeiführt und das Herz besonders anstrengt. Hier tritt auch die sogenannte Bergkrankheit auf, die von ähnlichen Symptomen wie die Seekrankheit begleitet ist. Besonders ist auch auf die heftigen Temperaturschwankungen aufmerksam zu machen, denen man in seiner Ausrüstung Rechnung tragen muß. Übernachtet man in einer Hütte, so kann es passieren, daß man bei Sonnenaufgang mit mehreren Graden unter Null zu rechnen hat, während dann im Laufe des Tages brennende Sonnenhitze einsetzt, die zu Sonnenbränden und Hitzschlägen und auch zu besonders schmerzhaften Gletscherbränden bei Gletscherwanderungen führen kann. Bei Gletscherwanderungen ist es außerdem unumgänglich notwendig, zum Schutze der Augen eine gefärbte Brille mitzunehmen, da sonst schwere Augenschädigungen eintreten können.

Jeder hat es also selbst in der Hand, seinen Ferienaufenthalt ohne gesundheitliche Schädigungen zu gestalten. Ist man erst soweit, so wird die Förderung der Gesundheit sich von selbst einstellen. Dr. med. F. R.



Rätsel-Ecke



Rätsel.

1, 2, 3, 4 und 5 ist immer rund,
2, 3, 4, 5 dient Vielen wohl zur Nahrung,
3, 4 und 5 ist kalt, lehrt die Erfahrung.
3, 4 birgt Leben, nährt und ist gesund.

*

Buchstaben-Rätsel.

Ich bin so manchen Mädchens Traum,
Wie eine Blum' am Lebensbaum;
Doch geb' ich meine Spitze her,
Schwimm ich als Fisch im großen Meer.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 156.

Silben-Rätsel:

W ende **n**
E da **m**
R ada **u**
D ori **s**
E mau **s**
N arrete **i**
D aume **n**
I rlan **d**
Ch arivar **i**
T eestrau **ch**
E migran **t**
R uh **e**
W ebe **r**
I si **s**
L avende **L**
L am **a**
V eilche **n**
E duar **d**
R obb **e**
S eetan **g**
T ant **e**
E lisabet **h**
Herzliebche**n**

*

Reimergänzungs-Rätsel:

In jedes Haus, wo Liebe wohnt,
Da scheint hinein auch Sonn' und Mond,
Und ist es noch so ärmlich klein,
Es kommt der Frühling doch hinein.

Hoffmann von Fallersleben.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.